

Oma ist tot – keiner hätte gedacht, dass sie tatsächlich noch mal stirbt –, und sie wünscht sich in der Heimat, in Bosnien, nach muslimischem Brauch begraben zu werden. So macht sich die 32-jährige Enkelin Lania zusammen mit ihren beiden Brüdern, die wie sie in Italien aufgewachsen sind, auf den Weg, der Großmutter den letzten Wunsch zu erfüllen. Ein melancholischer Roadtrip voller grotesker Hindernisse beginnt: mit dem Zug, Bus, per Anhalter und zu Fuß gelangen sie schließlich nach Srebrenica. Es ist eine Reise ins verwundete Herz Europas, auf der Suche nach der eigenen Identität, voll von schwarzem Humor und starken Gefühlen.

ELVIRA MUJČIĆ, 1980 im heutigen Serbien geboren, hat in Bosnien und Kroatien gelebt, bis sie mit zwölf Jahren als Flüchtling nach Italien kam. Sie schreibt auf Italienisch, übersetzt aus dem Serbischen, Kroatischen und Bosnischen und ist Autorin mehrerer Romane und Theaterstücke. Elvira Mujčić lebt in Rom.

ELVIRA MUJČIĆ

BALKAN BLUES

ROMAN

*Aus dem Italienischen
von Barbara Schaden*

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »Dieci prugne ai fascisti«
bei Elliot Edizioni, Rom.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2019

Copyright © 2016 Lit Edizioni Srl

Originally published by Elliot Edizioni

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019

by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Shutterstock/Lana Veshta; © Illustration/Robert Schober

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71664-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Für Džida und Karin

Alles in allem

Auf dem niedrigen, runden geschnitzten Holztisch stehen eine Schale mit frischem Kaymak und eine Reine mit Butterkartoffeln aus dem Backrohr. Wir haben eingeschürt, obwohl wir schon den 25. Juni haben; in dieser Gegend ist es abends nie warm.

Wir sitzen im Wohnzimmer, auf den beiden Sofas ist nicht genug Platz für alle, sodass ein paar von uns sich auf den verblichenen braunen Teppich gesetzt haben.

Der Fernseher hingegen ist intensiv braun, ein Relikt aus den Achtzigerjahren, unglaublicherweise geht er immer noch; er gehört zu den wenigen Dingen, die man uns nicht gestohlen hat.

Als wir Kinder waren, hatten wir keinen Fernseher, wir kamen hierher, zu den Großeltern, wenn wir fernsehen wollten. Mein Bruder Candide war überzeugt, dass der Fernseher nur funktionierte, wenn die Großmutter im Sessel saß, und wenn wir zu Besuch kamen, lief er immer sofort los und suchte sie; war sie in der Küche, schob und zerrte er sie ins Wohnzimmer zu ihrem Sessel; lag sie auf dem Bett, zog er sie am Rock, bis sie aufstand und herunterkam und ihren Dienst antrat, als Antenne oder Fern-

bedienung, wer weiß. Hatte er sie dann endlich im Sessel sitzen, kletterte er auf ihren Schoß und verfolgte hypnotisiert, wie der Bildschirm zum Leben erwachte. Und er klatschte in die Hände, als wolle er der wunderwirkenden Nana applaudieren.

Die Nationalhymne wird gespielt, und die elf Bosniaken im himmelblauen Trikot stehen allein in dem riesigen Stadion, in dem sie vermutlich kaum Fans haben, und wirken völlig verloren: ähnlich wie wir.

Der Anpfiff lässt uns verstummen. Die ersten beiden WM-Spiele haben wir verpasst, denn da waren wir mit Themen wie Leben und Tod beschäftigt.

Es fängt gleich gut an: In der dreiundzwanzigsten Minute erzielt Džeko mit einem Distanzschuss ein wunderschönes Tor. Aber dann kehrt er mit gesenktem Kopf in die Spielfeldmitte zurück, jubelt nicht, reißt nicht mal die Arme hoch. Den Mitspielern, die auf ihn zurennen, signalisiert er »Nein, nein« mit dem Zeigefinger wie ein Schuljunge, der nur ein »ausreichend« nach Hause gebracht hat. Die gegnerische Mannschaft schießt gegen die Latte, dann trifft noch mal Bosnien, und Pjanić, der das Tor geschossen hat und vielleicht im Abseits war, umarmt die Umstehenden ohne ein Lächeln. Wir hingegen springen vor Begeisterung alle auf, und ich erkenne mit Entsetzen, dass ich ein Fußballfan bin, oder schlimmer, eine Patriotin. Dann schießen die anderen ein Tor, aber nur eine Minute später ist die Angst wieder ausgestanden, weil Vršajević seinen allerersten Treffer bei der Nationalmannschaft erzielt. Erst jetzt kommt es zu einem kurzen Jubel,

und Vršajević reißt die Faust in die Luft, rennt herum, schwenkt die Arme.

Wir haben gewonnen: Bosnien – Iran 3:1.

Zu dem Zeitpunkt aber hat die Mannschaft von Bosnien-Herzegowina, die zum ersten Mal an der Fußball-WM teilnimmt, sowieso schon verloren, sie ist ausgeschieden. Dieses kleine, junge Land hat sein letztes Spiel völlig umsonst gewonnen.

»Ein Glück, dass wir erhobenen Hauptes nach Hause zurückkehren«, urteilt der Großvater und steht auf, um schlafen zu gehen.

»Wir lassen uns eben nicht unterkriegen«, antwortet Zelig.

Auf einmal fällt es mir wie Schuppen von den Augen – alles, was in dieser letzten Woche passiert ist, hat genau mit dieser Hartnäckigkeit zu tun: Wir lassen uns nicht unterkriegen. Die wiederhergestellte Würde lindert frühere Niederlagen und macht sie erträglich.

Ich starre auf den Bildschirm; die Kamera verharret auf den müden, verschwitzten Gesichtern der Spieler auf dem Weg zur Umkleidekabine, während die Tribünen und unser Wohnzimmer sich leeren.

Zelig bringt drei Matten und legt sie neben den Ofen, Candide hockt sich davor und stochert mit dem Schürhaken in der Glut. Ich mache das Licht aus, wir rücken zusammen, damit wir alle unter eine Decke passen, und beobachten die tanzenden Schatten an der Zimmerdecke.

»Wir haben's geschafft«, seufzt Zelig.

»Ja, unglaublich«, antworte ich.

»Wir sind ein tolles Trio.«

»Echt?« Ich hebe den Kopf.

»Allerdings nicht wie die Karamasows«, wendet Candide ein.

Im Ofen knistert und knackt es, die Glut verlöscht langsam, die zuckenden Schatten an den Wänden verschmelzen mit der Dunkelheit, die wächst und uns einhüllt; wir liegen so nahe beieinander, dass wir den Geruch unserer ruhigen Atemzüge riechen können.

Die bosnische Nationalmannschaft hat das Schlimmste überstanden, aber auch meine Familie, jedenfalls vorläufig, jedenfalls, was diese Geschichte betrifft.

Wie es anfang

»Hallo?«

»Ich bin's ...«

»Du klingst komisch, was ist los?«

»Nana ist tot ...«

»Red keinen Blödsinn!«

»Den Tod nennst du einen Blödsinn!«

»Aber ... wie ist es denn passiert?«

»Wie soll's schon passiert sein. Sie ist siebenundachtzig.«

»Mir wird schlecht ...«

»Scherz! Sie ist nicht tot. Ich wollte dich nur fragen, ob du mir das Geld für die Zugfahrkarte leihst ...«

»Mir ist fast das Herz stehengeblieben!«

»Ich mach doch seit Jahren immer denselben Scherz!«

»Was soll das denn für ein Scherz sein! Du weißt doch, was für eine schreckliche Zeit ich durchmache, bei allem, was mir passiert ist, und du kommst mir mit so was ...«

»Was ist denn passiert?«

»Ich hab mich doch getrennt, außerdem hatte ich ein Gerstenkorn und musste zum Augenarzt ...«

»Ah ja, stimmt, du und deine umgekehrte Geschichte ...«

»Wieso umgekehrt?«

»Was, wieso? Denk doch nach – sie hat so angefangen, wie sie aufhören musste, und sie war vorbei, als sie hätte anfangen müssen.«

»Meinst du?«

»Was weiß ich. Außerdem ist es egal, jetzt ist es sowieso vorbei. Was ist jetzt? Gibst du mir das Geld für den Zug?«

»Ich kauf einen Fahrschein und schicke ihn dir ... und übrigens gibt es Leute, die mit siebenundachtzig noch Gleitschirm fliegen.«

»Ja, ja, das tun sie alle!«

Vielleicht hatte mein Bruder recht. Nein, er hatte ganz bestimmt recht: Es war eine umgekehrte Beziehung. Als ich einen neuen Mitbewohner bekam, den ich intensiv hasste, was er mit gleicher Leidenschaft erwiderte, hätte ich mir nicht träumen lassen, dass eines Tages eine Liebesgeschichte daraus würde. Nie hätte ich mir vorgestellt, dass ein verstopftes Klo der Zündfunke einer Liebe werden könnte. Aber so sind umgekehrte Geschichten eben, sie fangen da an, wo man es am wenigsten erwartet.

Es konnte nicht funktionieren, und Vorzeichen hatte es zuhauf gegeben: Ich war für wilde Streiks, und er dagegen. Er wählte gemäßigt, ich extrem. Ich rauchte zwanzig Zigaretten am Tag, er keine einzige. Aber wir hatten uns eingeredet, wir könnten einander entgegenkommen, uns irgendwo auf halbem Weg treffen. Aber es half alles nichts, obwohl er mir mit zehn Zigaretten täglich durchaus entgegengekommen war.

Wir haben Häuser, Viertel, Städte, ganze Länder zwischen uns gebracht. Wir haben uns so weit voneinander entfernt, bis wir uns nicht mehr sehen konnten.

Dann war wieder jeder nur er selber, und ich wusste nichts mehr anzufangen mit meiner Vorstellung von Paarbeziehung, die schön sein mochte, sicher auch gut verpackt, aber vollkommen für die Katz. Ich war in meiner Utopie gefangen und fand keinen Bach, nicht mal ein Rinnsal, auf dem ich ihr hätte entkommen können, hinunter ins Tal flutschen, wo ich mich sortiert und irgendwann wieder aufgerappelt hätte. Er hatte es geschafft, er war von einem Moment zum anderen nicht mehr da, einfach so, ohne Vorwarnung. So musste man es machen, einfach verschwinden.

Ich habe gewartet und ziemlich oft die Nacht zum Tag gemacht. Ich verbrachte viel Zeit mit Leuten, die so drauf waren wie ich, die abendlang die Lage analysierten und nicht fassen konnten, dass es aus war. Leute, die mit orthodoxen Priestern telefonierten und sich Psalmen vorlesen ließen, als wären es Horoskope oder Tarotkarten.

Irgendwann war es dann so weit: Das ursprünglich klare Bild hatte seine scharfen Konturen eingebüßt. Geblieben war mir die Empfindung einer Sehnsucht, während die eigentliche Sehnsucht sich verflüchtigt hatte. Es dauerte eine Weile, bis ich gelernt hatte, damit zu leben.

Den Sommer mit der Familie verbringen zu müssen, das heißt: keinen Plan im Leben haben. Ich war das blasse Abbild einer unzufriedenen Sechzehnjährigen, die mit der Mutter Ferien macht. Nur war ich leider doppelt

so alt. Ein ganzer Monat mit lauter Leuten, die man nolens volens liebt. Die einzigen Menschen, von denen du glaubst, dass sie in derselben Mannschaft spielen wie du, immer auf deiner Seite stehen.

Vor allem aber musste ich endlich mal wieder was Gehalt- und Geschmackvolles zwischen die Zähne bekommen. Seitdem es aus war, irrte ich wie ein ausgevergeltetes Gespenst durch die Supermärkte, inzwischen rührten mich schon manche Kekssorten zu Tränen, ganz zu schweigen von Büffelmozzarella. Ich konnte Liebe und Hunger nicht mehr unterscheiden.

Ich neige zur Idealisierung, erzähle mir Märchen, behalte nur das Schöne, und Streit oder hysterische Anfälle vergesse ich einfach.

Daher habe ich auch von unseren Familienurlaube nur noch den ersten und den zweiten Tag in Erinnerung; vom dritten Tag an versackten wir in gegenseitigem Unverständnis und unterdrücktem Zorn.

Der erste Tag: Hunderte Kilometer, die man hinter sich bringen muss, keine Frage nach dem Warum, innerlich aber erfüllt von einem durch nichts gerechtfertigten Jubel.

Trotz aller Hindernisse, trotz endlosem, nervtötendem Hin und Her von Nachrichten zwecks Koordinatentausch und Mitfahrplanung, trotz diverser Drohanrufe in dem Tenor: »Wenn du den letzten Zug verpasst, gehst du zehn Kilometer zu Fuß, damit du's weißt!«, trafen meine Brüder und ich normalerweise zugleich gegen Abend ein.

Einer von uns verschlief immer und verpasste deshalb den Zug oder hatte eine Fahrkarte für den falschen Tag

oder wurde, obwohl peinlichst genau die Anweisungen für den gewissenhaften Reisenden befolgend, von den üblichen Bahnverspätungen heimgesucht.

Irgendwie schafften wir es dann aber doch, leicht derangiert, leicht angesäuert, leicht außer Atem und ziemlich erschöpft, aber kaum hatten wir das Haus betreten, wurden wir vom Duft der mütterlichen Kochkunst eingullt und narkotisiert, und alle Erschöpfung fiel mit einem Schlag von uns ab.

Mit diesen geballten Empfindungen unter der Haut ging ich zu Fuß zum Bahnhof Termini, um mit dem ersten Zug nach Norden zu fahren und alles hinter mir zu lassen. Ich hoffte auf Heilung, oder besser, ich verordnete mir Heilung bis zum Ende des Sommers.

Ich stieg ein und suchte mir einen Platz im bequemen und maßlos teuren Frecciarossa, dem »roten Pfeil«, wie unser Hochgeschwindigkeitszug heißt. Ich schloss die Augen: Wenigstens bis Bologna war die Strecke eine einzige Aufeinanderfolge von Tunnels, danach empfing den Reisenden die weite Po-Ebene mit ihrer eigenartig flüchtigen Atmosphäre, während man mit 300 Stundenkilometern dahinsaut und vergeblich versucht, mit dem Blick irgendetwas festzuhalten.

Der Pfiff ertönte, und Sekunden später setzte der Zug sich in Bewegung. Langsam verließen wir den Bahnhof, der Widerschein der Sonne ließ die Oberleitungen gleißen, als bestünden sie aus Edelmetall. Der Zug nahm Fahrt auf. Ich hatte das Gefühl, als sauste ich selber, mit meinem Körper, durch den Raum und löste mich in der

Luft auf – ich konnte zusehen, wie Teile von mir im Fahrtwind davonflogen.

Es erschien mir das Bild des gedeckten Tisches im Haus der Mutter, so wie immer zum Mittagessen am Tag nach der Ankunft – einer Mahlzeit, die dauernd zwischen Jubel und Tragödie schwankt: Entweder es wird eine Art Volksfest daraus, wenn wir alle wenigstens bis ein Uhr aufgestanden sind und einander halbwegs mit Toleranz begegnen. Oder es wird ein Chaos aus Türenknallen, Geschrei und erkaltendem Essen. Nachdem wir uns nicht sehr oft sehen, passiert es eigentlich recht selten, dass sich alle auf dieselbe Wellenlänge einstimmen.

Sehr gern aber denke ich daran, wie es ist, wenn es gelingt – wenn ich aufwache und Stille im Haus ist, nur von nebenan kommt das Knarzen der Betten, in denen sich meine Brüder hin und her wälzen, bereit zum Aufstehen, um den Tag nicht zu verderben. Im Schlafanzug, ohne Umweg über das Bad, steuere ich, immer dem Geruch folgend, das Esszimmer an. Ich öffne die Tür, bin erst mal geblendet vom Licht der großen Fenster, aber dann erkenne ich den Tisch und entdecke mit fokussiertem Blick meine Mutter und Nana, und ich setze mich, noch mit schlafverklebten Augen, und schenke mir ein Tässchen Kaffee ein, gerade genug, um die Bewusstseinsebene zu erreichen, die es braucht, um die bevorstehende Zeremonie uneingeschränkt zu würdigen.

Binnen einer halben Stunde stützen wir alle unsere Ellenbogen auf das ockergelbe Tischtuch, und die Mutter stellt die Teller auf den Tisch. Auf meinem liegt nur der

Kopf des Lamms: ein großer tiefer Teller, in der Mitte ein halber Schädel, und in einem seiner Hohlräume, schön zur Schau gestellt, das, was mir neben der Zunge das Liebste ist, das Gehirn. Ich esse es in jeder Form, aber mein Lieblingsrezept ist im Ofen gebacken, in seinem natürlichen Habitat. Weiß, mit einer zarten Maserung in Grau. Ich nehme seine weiche, schwammähnliche Konsistenz wahr. Ich betrachte es bewundernd, koste es mit den Augen.

Behutsam steche ich mit der Gabel hinein und nehme mir einen winzigen Bissen, der sich im Handumdrehen auflöst und am Gaumen ein flauschiges, samtiges Gefühl hinterlässt.

Mir gegenüber machen sich meine zwei Brüder die Kartoffeln streitig, weil sie Lamm nicht wirklich zu würdigen wissen, was meines Erachtens daher rührt, dass sie ihre Kindheit nicht in Bosnien, sondern in Italien verbracht haben. Zelig war sogar mal eine Zeit lang Vegetarier und hat uns monatelang das Gefühl gegeben, wir seien Barbaren ohne jede Moral, weil wir uns von Tieren ernähren, die wir von den Wiesen reißen, auf denen sie fröhlich herumtollen könnten, obwohl wir nur zu gut wissen, dass die Tiere, die wir essen, in beengten luftlosen Massenzuständen schmachten, und überhaupt sind wir wahrscheinlich deshalb so gehässig, weil wir mehr Wut essen als Fleisch.

Wir wissen nicht genau, wie lang er Vegetarier war. Jedenfalls fand ihn die Mutter einmal mitten in der Nacht in der Küche, wo er sich ein Steak briet.

Candide, der Jüngste von uns, lässt bei jedem solchen

Essen eine Philippika gegen die unsachgemäße Zubereitung der Ofenkartoffeln vom Stapel. Offenbar liegt das Geheimnis der perfekten Ofenkartoffel vor allem in der Größe der Stücke. Das ist für ihn eine Frage wissenschaftlicher Präzision, und vor diesem seinem Vortrag *ex cathedra* gibt es kein Entrinnen.

Der Zug wurde langsamer und hielt an der Station Roma Tiburtina. Von wegen Hochgeschwindigkeit! Nach gerade mal drei Minuten fingen die Leute zu murmeln an, manche standen sogar mit sachkundiger Miene auf, um irgendetwas zu überprüfen. Der Typ mir gegenüber stieß immer wieder mit zornigem Grinsen hervor: »Jetzt fahr schon, Mann!«

Er starrte mich an, als müsse ich ihm antworten, und ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte; meine eigene Wut machte mir schon genügend zu schaffen, was sollte ich auch noch mit einer fremden anfangen? Er ließ überhaupt nicht mehr locker, sodass ich einen Punkt über seinem Kopf fixierte, doch dann kreuzte ich aus Versehen seinen Blick und bereute es sofort. Aus dem Gemurmel der Leute war unterdessen eine angeregte Diskussion über den zunehmenden Verfall des ganzen Landes geworden; alle beteiligten sich an dieser kurzen, sinnlosen Sitzrevolution. So ist es immer – mit einer Zugverspätung fängt es an, gleich ist man bei der Jugend ohne Zukunft, und wo soll das nur alles noch hinführen, die Politiker sind sowieso alle gleich, sie rauben uns aus, während wir darben. Und früher war das anders, diese Nation wurde zerstört und desta-

bilisiert, und überhaupt kann man nur noch auswandern. Man zählt alle auf, die nach London, Berlin, Island, Dubai oder die USA ausgewandert sind, jeder kennt massenhaft Leute, die es geschafft haben, sich anderswo ihre Träume zu erfüllen, die hier unerreichbar gewesen wären, wegen der sozialen Schicht, wegen der Politik, wegen des Systems. Ich musste lachen, denn jedes Mal, wenn ich solche Diskussionen mithöre, denke ich daran, wie meine Tante in Bosnien, wenn ich zu Besuch war, von einem Nachbarn erzählte, der sein Glück in Amerika gemacht hatte.

»Stell dir vor, als er von hier wegging, war er nicht mal imstande, sich die Schuhe zuzubinden, und jetzt arbeitet er im Journalismus!«, rief sie jedes Mal fassungslos und sprach das Wort »Journalismus« mit einer nicht zu rechtfertigenden Ehrfurcht aus. Der Onkel antwortete darauf, wenn in anderen Ländern Idioten wie dieser Erfolg im Leben hätten, bleibe man doch besser in Bosnien. Später stellte sich heraus, dass die Arbeit des Nachbarn nur im allerweitesten Sinn mit Journalismus zu tun hatte, denn in Wahrheit trug er Zeitungen aus.

Der Wutknabe gegenüber starrte jetzt mit gefurchter Stirn und finsterer Miene aus dem Fenster.

Ich setzte die Kopfhörer wieder auf, drehte die Lautstärke voll auf und dachte an ein Familienessen vor sieben Jahren zurück. Es war Frühling, wir waren über Ostern zusammengekommen, das wir ohne religiöse Anteilnahme feierten, wir sind ja keine Christen. Aber wir feiern jedes Fest, das im Kalender steht. Gebt uns einen Feiertag, und wir ehren ihn!

An diesem Tag fing alles an, vor sieben Jahren.

Während wir auf den Kaffee warteten, den natürlich Candide machte, denn auch in Kaffeeangelegenheiten wusste er immer alles besser (es musste einhundertprozentiger Arabica sein, er wusste, wie viel Pulver man nehmen musste, ob man es zusammendrücken durfte oder nicht, wie hoch die Flamme sein musste ...), brachte die Mutter ein komplexes Thema aufs Tapet: die Beerdigung. Nicht die Beerdigung als solche, sondern die von Nana, die in den letzten Jahren nur einen einzigen Willen geäußert hatte: in ihre (und im Grunde auch unsere) Heimat zurückzukehren, wenigstens zu ihrer Beerdigung.

»Ich habe die Telefonnummer eines Unternehmens bekommen, das Auslandsbestattungen organisiert. Angeblich kümmern sie sich um alles, um die Papiere, den Transport. Sie sind auch für die wesentlichen Riten der islamischen Religion ausgerüstet, zum Beispiel die Waschung des Leichnams. Wir müssen lediglich zur Botschaft, um den Totenpass zu besorgen und noch eine Art Passierschein für den Transit durch Slowenien und Kroatien. Alles andere machen sie. Ist wirklich superbequem«, fing sie an.

»Fantastisch«, rief ich, merkte dann aber, dass stürmische Begeisterung in dem Fall nicht unbedingt angebracht war.

»Vielleicht wäre es aber besser, ein bosnisches Unternehmen zu beauftragen«, warf Zelig dazwischen, den anscheinend auf einmal sein Fair-Trade-Gewissen gepackt hatte.

»Schon, aber was das wieder kostet!«, schrie Candide aus der Küche.

»Das Geld, mit dem man lokale Unternehmen unterstützt, ist gut angelegt«, schrie Zelig zurück.

»Aber es geht doch hier nicht um handgeknüpfte Teppiche«, mischte ich mich ein.

»Ich habe nur gemeint, was das überhaupt kostet, eine Beerdigung aus der Entfernung zu organisieren«, erklärte Candide.

»Was spielt das für eine Rolle? Könntet ihr vielleicht *ein Mal* was ernst nehmen?«, fragte die Mutter erbost.

Einen Moment lang schwiegen alle. Zelig tigerte im Zimmer herum, ich warf mich aufs Sofa. Candide brachte allen Kaffee, und wir setzten uns wieder an den Tisch, jetzt mit gefasster Miene, und suchten nach etwas Sinnvollem und Profundem, was sich dazu sagen ließe.

Zelig machte den Anfang. »Kommt es euch nicht komisch vor, dass man eines Tages einen Totenpass braucht? Was für eine absurde Situation, Ausweise sogar für Tote, Bürokratie noch bis ins Jenseits!«

»Es ist nicht gesagt, dass wir einen Pass brauchen. Wenn du dich dort beerdigen lässt, wo du gestorben bist, ist alles okay. Ich meine, ich habe nicht den Eindruck, dass es eine Sorte Tourismus für weltreisende Tote gibt«, erwiderte Candide.

»Aber was ist, wenn man keinen Totenpass hat? Wird man dann verhaftet?«, fragte Zelig.

»Ich frag mich vor allem, ob wir offiziell praktizierende Muslime sind«, funkte ich dazwischen.

Die Mutter stand abrupt auf und rauschte hinaus. Natürlich war es ein heikles Thema, schließlich ging es um die Beerdigung ihrer Mutter. Und da rissen wir Witze und nahmen die Zubereitung von Ofenkartoffeln ernster als den Tod.

Nach etwa zehn Minuten, in denen wir schweigend den Tisch abräumten, kam die Mutter zurück, und griff das Thema wieder auf, als wäre nichts gewesen; jetzt konnte sie sicher sein, dass wir wieder spurten und niemand es mehr wagen würde, die Sache ins Lächerliche zu ziehen.

»Also. Ich sagte, ich habe mir die Nummer dieses Beerdigungsunternehmens besorgt...«

Wieso sie überhaupt auf die Idee gekommen sei, einem Bestattungsinstitut zu schreiben und Vereinbarungen zu treffen, wollten wir wissen.

Und erfuhren, dass Nana ein paar Tage zuvor, als sie im Garten Zichorien geerntet hatte, plötzlich zusammengebrochen war. Mit wächsernem Gesicht und eiskalter Haut habe sie dagelegen wie tot. Es sei nur eine Ohnmacht gewesen, sagte die Mutter, aber dieser Schwächeanfall habe ihr bewusst gemacht, dass wir auf den Ernstfall nicht vorbereitet seien; sie habe sich das Mahnung und Lehre sein lassen.

Und wie war sie auf das Bestattungsunternehmen gestoßen?

Über Google: Im Zeitalter hemmungsloser Werbung hätten sich auch die Bestattungsunternehmen gewandelt, seien nicht mehr anonym und beliebig, sondern einladend und einprägsam, und sie kämen mit so forschen